

(Nachdruck verboten.)

20) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

Autorisierte Uebersetzung von A. Villard u. S. Bugow.

Dicht vor seinen Augen wand sich auf der halberbröckelten Wand das kapriziöse Muster einer modellierten Rosette; es quälte ihn furchtbar. Manchmal sah er deutlich, daß es einfach ein Stück zerfallenen Marmors war, das noch irgend ein Pflanzenmuster erkennen ließ. Dann aber hüllten wieder Nebel diese Pflanzen ein; sie begannen anzuwachsen, sich zu regen, furchtbare Gestalten anzunehmen, wurden bald länger, bald breiter oder zerrannen in die Züge eines graufigen Menschenantlitzes.

Aber schließlich war Schewyrjoff doch wohl eingeschlafen; denn als er die anscheinend nur für einen Moment geschlossenen Augen öffnete, war ringsum bereits tiefe blaue Dämmerung. Sie stieg die zerfallenen Mauern hinan, ballte sich in den Ecken zusammen und schaute aus den Türen der leer gewordenen Säle. Schatten bewegten sich lautlos, als ständen die Gespenster der früheren Bewohner, die einst hier geliebt, gelitten, genossen und in ihrer verhängnisvollen, unentrinnbaren Stunde gestorben waren, wieder auf.

Schewyrjoff erwachte wie durch einen furchtbaren Stoß. Es ging etwas Sonderbares vor: er begriff im Augenblick nicht, wo er sich befand und was mit ihm geschehen war; ein Anfall wahnsinniger Ekstase beherrschte ihn, und sein Herz war wie ein sprödes gläsernes Gefäß, das zerbrechen konnte.

Er hatte die Erinnerung an eine gewaltige Vision. War es eine Halluzination, waren es halbentzündene Erinnerungen, oder hatte es sein zerrüttetes Gehirn geträumt? . . .

„Was war das? Was habe ich gesehen?“ fragte er sich bestürzt.

„Etwas Ungeheures, Bedeutendes, etwas, in dem das ganze Leben aufgeht, wie ein Tropfen im Meer . . . Was war das nur? . . . Ich muß mich erinnern . . . Muß mich erinnern . . .“

Ueber seinem Hirn schien ein eiserner Vorhang zu liegen. Noch schimmerte ein fremdes Licht dahinter, tönten Stimmen, waren die undeutlichen Umrisse von Gesichtern erkennbar, aber die Erinnerung ließ sich nicht wachrufen, und das folterte ihn.

Er hatte geträumt, daß er einen senkrechten Felsen hinaufklettert sei, ein abgehetztes, zerzaustes Menschlein. Wie die Wellen einer schwarzen Brandung steigen ihm dicke Haufen Menschen nach, bereit, ihn zu ergreifen und in Stücke zu reißen; Millionen Hände strecken sich nach ihm aus, packen ihn an den Füßen, an den Knöcheln, reißen ihm die Kleider herunter; doch er klettert immer höher und höher. Sie bleiben tief unten zurück, kaum sichtbar; er steht allein auf schwindelnder Höhe, und der Wind weht um seinen Kopf. Noch höher, auf dem letzten Grat des Felsens, sieht er zwei schwarze Gestalten, erstarrt über der Welt, allein im unermesslichen blauen Raum. Er fühlt, daß in ihnen das Rätsel seines ganzen Leben verborgen liegt und daß er bald alles erfahren und verstehen würde. Wozu er in diese entsehlliche, einsame Höhe kletterte, weshalb ihm die schwarzen Wogen, die bereit sind, ihn zu vernichten, so wütend nachstiegen. Die Gestalten sind noch fern wie ein Traum, aber sie wachsen und nahen. Schewyrjoff fliegt ihnen mit grauenhafter Schnelligkeit entgegen. Die Nähe des Geheimnisses, das ihm enthüllt werden soll, füllt sein Herz mit überschwenglichem Entzücken.

„Man sagt, bevor Menschen endgültig den Verstand verlieren, empfinden sie diese ungeheure Seligkeit, die mit nichts zu vergleichen ist, ich weiß!“ denkt Schewyrjoff und fühlt, daß alles ein Traum ist. Doch er kann nicht weiter von ihm lassen, er macht übermenschliche Anstrengungen, ihn festzuhalten und ihn bis zum Ende zu sehen: Der zackige, in die Höhen bohrende Felsen, die ferne goldene Sonne, in den Abgrund versunkene grenzenlose Weiten, aus Nebeln gewebt, das Panorama entfernter goldener Städte und die Bläue des

weiten Meeres. Und zwei ungeheure Gestalten über der ganzen Welt.

Einsam steht einer, die Hände auf der Brust verschränkt, die knöchigen Finger ins Fleisch gefaßt, und der Wind des sonnigen Raumes zaust sein verwirrtes Haar. Die Augen sind geschlossen und die Lippen zusammengepreßt, doch ein überschwengliches Entzücken spielt in ihren feinen, gebrochenen Linien, und die schmalen in die Brust gegrabenen Finger zittern. Er ist nur noch eine Saite, in der die ganze umgebende Luft bebt, erschüttert von der furchtbaren Anspannung des Geistes.

Am Rande eines halberstörten ebenen Fleckens liegt die andere Gestalt: fett, nackt und wollüstig schmiegt sich ihr herrlicher Körper an die harten Steine, ein erhabener, unverbüllter, schamloser Körper mit künftigen Brüsten, die atmend wogen. Unter verborgenem Lachen bewegt sich ihr rosiger Leib, und der Wind spielt mit den Härchen zwischen zwei weißen, abgerundeten Beinen, deren rosige Knie sich schamlos auf den Steinen auspreizen. Ihre Hände klammern sich an den Felsen hart am Rand; tief unter ihr liegen im Sonnenlicht funkelnde Felder.

„Ich bin das Böse der Welt!“ spricht ihre Stimme in gespannter Stille, — „die Verlockung des Lebens, die Erde in ihrer dunklen und schrecklichen Wollust, das Böse, das alles Lebende mit ewigem Leiden bezahlt! Du bist Mensch geworden, Geist Gottes! Ich sehe deine Gedanken und sehe, wieviel Qual und zweckloses Streben, das bitterer ist als der Tod, du in der Zukunft erblickst. Du leidest! . . . Und dich werden die Menschen krenzigen, weil ich schöner und begreiflicher bin als du. In diesem Augenblick, von der Welt unbemerkt, wird das Los entschieden: ich bin das Böse der Welt! Du wolltest Mensch werden, um mit ihnen in ihrer Sprache zu reden . . . Ich wurde Mensch, um gegen dich zu kämpfen. Rede zu ihnen, doch ich werde sie unaufhaltsam an mich ziehen, werde sie in der Wiege meines Schoßes betäuben und dich, den sonderbaren, unbegreiflichen Asketen, in den Tod senden! . . . In diesem Augenblick sind wir beide sterblich . . . Stoße mich denn hinunter! Vernichte das Böse der Welt, nimm es auf dich, da du doch gekommen bist, um zu erlösen, und du wirst allein über die Welt herrschen . . . Stoß mich hinunter!“

Der nackte Körper wand sich schamlos am Rande des Abgrunds. Die schwarzen Haare fallen senkrecht die Wand herab; die Hände gleiten über den Rand, ein rosiges Bein hängt herunter, und elastisch schwankt über dem Bodenlosen die runde Brust. Der ganze Körper bebt vor Erregung und wartet auf den ersten Stoß, um in der lauernden Tiefe zu verschwinden.

„Stoß mich herunter! Du wirst allein bleiben! Stoß mich hinunter, und dich werden alle Zeiten segnen! Du bist gekommen, um zu erlösen! . . . Was zögerst du? Siehe — ich falle!“

Blöcklich bewegen sich die rissigen Lippen des Einsamen. Die dünnen Haare des an den Lippen klebenden Bartes erzittern, und er öffnet die Augen.

Sie sind kalt und hell und schauen fernhin, als durchflöge der durchdringende Blick Räume und Ewigkeiten.

„Alles Glück der Welt und alle ihre Freuden wiegen keine sündigen Bewegungen von mir auf! In mir wird das Böse nicht siegen! Hebe dich von mir, Satanas!“

Die Seele des Menschleins am Abhange wird vom Grauen gepackt, und mit dem Geheul der Verzweiflung, der Wut und des Schmerzes schreit er, die schwachen Hände ausstreckend:

„Du hast dich geirrt . . . geirrt . . . geirrt!“

Er will ihm entgegentreten, will seine verhängnisvollen Worte aufheben, er drängt nach ihm aus allen Kräften. Aber die elende Menschenstimme erstirbt wirkungslos im Raum, ohne die Gipfel zu erreichen. Die schwachen Menschenhände gleiten an den Felsen ab. Er macht übermenschliche Anstrengungen, um sich zu halten, aber der Stein ist kalt, unbeweglich und gewaltig. Und der kleine ausgereckte Körper stürzt kreisend in den Abgrund . . .

Im Grauen des schrecklichen Todes loderte sein Geist auf; Schewyrjoff erwachte.

Ringsum war Finsternis und hütete das Geheimnis.
„Was habe ich gesehen? . . . Den Tod? . . . Nein? . . .
Sterbe ich oder werde ich wahnsinnig? . . . Was soll das
denn, — was soll das!“

Ihm schien, daß nur noch eine Anstrengung, eine letzte
Anspannung nötig wäre, und er würde alles wissen. Un-
gewisse Worte kreisten in seinem Hirn. Sie wuchsen, näherten
sich, wurden klarer . . . Die ganze Seele spannte sich . . . doch
plötzlich war alles verschwunden.

Blas und erschrocken erhob sich Schewyrjoff mit
gitternden, erschlafften Beinen, während er sich mit beiden
Händen an der Wand hielt.

„Ich werde verrückt . . . Ich halte es nicht mehr länger
aus!“ dachte er, verloren lächelnd, und sagte laut, mit sonder-
bar unheimlicher Stimme:

„Wenn schon das Ende käme!“

Ein Krachen dröhnte durch die Mauern des leeren Hauses
und brachte Schewyrjoff zur Besinnung.

Der Revolver, der heruntergefallen war, wurde von den
über den Boden irrenden Händen ergriffen.

Die Berührung des kalten Stahls wirkte ernüchternd
auf ihn. Er schauerte zusammen, spannte alle Kräfte an und
reckte die ganze Gestalt aus, hart, ruhig und kalt wie immer.

„Ich muß gehen! . . . Galgen, Wahnsinn oder Leben, als
ob das nicht einerlei wäre! Früher oder später . . .“

Müde sah er sich um, steckte den Revolver in die Tasche
und begann die unsichtbaren Marmorstufen hinabzusteigen.

Er war bereits an die Tür gekommen und sah schon den
roten Schein des Straßenlichts, als er plötzlich stehen blieb
und den Revolver hervorriß. Am Ausgang, ihm den Weg
berlegend, stand ein langer schwarzer Schatten. In der
Finsternis waren die an die Brust gepreßten Hände, das
wirre Haar und blasse Gesicht, das ihm flehend zugewandt
war, kaum zu erkennen.

„Wer ist da?“ rief Schewyrjoff; gleich darauf brach er
in Gelächter aus.

Einen einfachen Balken, an dem einige Flecken zerzaustes
Werg hingen, hatten die Finsternis und seine Unruhe zu
einem majestätischen Dulderbilde gemacht.

Er ging näher an ihn heran, schob ihn verächtlich mit
dem Fuß beiseite und trat in den Hof hinaus.

(Schluß folgt.)

Ein rücksichtsvoller Mensch.*)

Von Stefan Großmann.

Freundschaft ist bekanntlich Langlewige zu zweien. Gestern
abends bin ich so, höchst freundschaftlich, mit meinem alten Schul-
und Lebenskameraden Gutmann im Wirtshaus beisammengesessen.
Es wurde elf Uhr nachts und auf der Basis unserer gemeinsamen
Trägheit feierte unsere Freundschaft ein ausgedehntes Fest. Die
Nachrichten, die wir uns mit halbem Interesse zu berichten hatten,
waren erschöpft, die Meinungen, in denen wir noch übereinstimmten,
waren besprochen, jetzt saßen wir ziemlich einsilbig da und es be-
stand sogar die Gefahr, daß wir von den Dingen zu reden anfangen,
die einer am anderen nicht mehr begriff und deshalb verachtete.
Zum Glück geschah da etwas, das den Krieg — giebt es einen böseren
als zwischen Freunden? — verhinderte.

In dem ziemlich schwach besetzten Speisesaal saß ein junger
Mann schon seit einer Stunde an einem Tische. Plötzlich rannte
ein junges Frauenzimmer durch die klirrende Glastür in den Saal
herein. Die Blide der Wirtshausgäste flogen ihr sogleich zu, wie
das schon so ist, wenn ein weibliches Wesen einen Speisesaal betritt.
Sie sah nicht übel aus. Ein zartes, schlankes Mädchen, nur ein
bißchen zu bunt, zu lärmend gekleidet. Offenbar war sie in Bohn
oder sonst in hitziger Erregung, jedenfalls sah man an ihrem festen
Gange, daß sie nervös, sehr nervös war. Sie steuerte direkt auf
den Tisch zu, an dem der junge Mann allein saß. In diesem
Moment geschah etwas, was sogleich alle Gespräche an allen Tischen
verdrängte. Der junge Mann, übrigens in ziemlich schosler Klei-
dung, erblickte das Mädchen, stand blitzschnell auf, war mit einem
Sprunge bei ihr und — ein scharfer Klatsch! — eine brilliant ge-
zielte Ohrfeige brannte schon auf der Wange des Mädchens. Im
nächsten Moment saß niemand von den Gästen mehr an den Tischen,
die Herren waren empört aufgesprungen, die Damen, ein wenig
geklaffener, trippelten herzu. Ein dichter Kreis von Menschen stand

*) Stefan Großmann hat seine Bilder und Erzählungen aus dem
Alltag, die zumeist an dieser Stelle zuerst erschienen sind, unter
dem Titel „Herzliche Grüße“ im Verlag der Buchhandlung
Vorwärts gesammelt. Wir bieten unseren Lesern daraus eine ihnen
noch nicht bekannte Skizze.

um die beiden und mitten zwischen ihnen mein guter, behäbiger
Freund Gutmann, hochrot im Gesicht, schwer schauend vor Zorn.

„Eine Dame! Wie kann man nur eine Dame . . .“ schrie er.
Und von rückwärts fielen die Frauen gleich ein: „An einer Dame
sich berühren! Unglaublich!“ Durch die Zustimmung noch
couragierter gemacht, schrie Gutmann: „Wie können Sie sich
unterstehen? Ordinärer Mensch! Gemeinheiß! Eine Dame!
In einem öffentlichen Lokal! Unerhört! Wahrscheinlich wäre
der junge Mann jetzt sofort geprügelt und gelyncht worden, wenn
nicht der Wirt sich kategorisch ins Mittel gelegt hätte, mit der Auf-
forderung: „Zahlen Sie Ihre Rechnung!“ Noch ganz bleich, am
ganzen Leibe zitternd, zog der junge Mann folgsam seine Börse
und gab wortlos so viele Münzen heraus, als der Kellner von ihm
begehrte. Aber all die Menschen um sich schien er nicht zu sehen,
das Entrüstungsgeheul schien er nicht zu hören, er schaute nur mit
vergrößerten Augen auf das Mädchen hin, das sich unter seinen
rasenden Blicken zu bücken schien.

Gutmann wurde immer couragierter: „Entschuldigen Sie sich
wenigstens!“ schrie er drohend. Aber da drängte ihn das Mädchen
zur Seite, reichte dem jungen Manne seinen Hut und Rod und
flüsterie ihm zu: „Komm doch!“ Im Nu war das Mädchen ver-
schwunden. Auf der Gasse, so erzählte dann der Kellner, half sie
ihm noch in den Mantel, und als er mit riesigen Schritten davon-
zulaufen begann, da rannte sie ihm noch nach, so gut sie konnte.
Wie die Sache ausging, das hat der Kellner leider nicht mehr mit-
ansehen können. Die Stammgäste aber hatten, Gott sei Dank, für
den Abend ausgefressen. Sie heimsten die Zinsen der Erregung der
anderen behaglich ein. Da saßen sie, und in ihr schweres, dumpfes
Sumpfern war wenigstens ein Funke von der Elektrizität der zwei
Entschwundenen gefahren. Davon zehrten sie jetzt, bis sie allmählich
wieder stumpf und träge wurden.

Nur mein lieber Freund Gutmann wolle sich nicht beruhigen.
„Ich kann so etwas nicht sehen,“ sagte er noch mit beinahe funtel-
nden Augen.

„Aber dem Mädchel scheint die Sache nicht einmal so gräßlich
gewesen zu sein,“ erwiderte ich. „Wer weiß, was sie angestellt hat.“

„Angestellt oder nicht, es ist eine unerhörte Noheit!“ schrie
Gutmann.

Vergebens suchte ich auf die kuriose Haltung der Mißhandelten
hinzuweisen: „Wer weiß, wie billig die davongekommen ist.“

Gutmann sah mich fast bestürzt an: „Ja, bist Du denn auch
ein so verrohter Patron? Siehst Du denn nicht ein, daß es eine
Rücksichtslosigkeit sondergleichen ist, jemandem in einem öffentlichen
Lokal . . . in . . . einem . . . öffentlichen . . . Lokal . . . eine Ohr-
feige zu geben? Noch dazu einer Frau?“

Das sah ich natürlich ein und so etwas würde mir natürlich
nicht einfallen. „Aber deshalb sind solche spontane Brutalitäten
in manchen Fällen doch nicht das Ärgste. Wahrscheinlich ist dieser
junge Mann dem Frauenzimmer auf eine ganz besondere Nieder-
trächtigkeit draufgekommen. Seine Fassungslosigkeit, diese unwill-
kürliche Ohrfeige beweist vielleicht nur, wie gern er sie hat. Des-
halb ist auch sie die erste gewesen, die sich damit abgefunden hat.“

„Unfinn!“ rief Gutmann, „einer Frau gegenüber und über-
haupt jedem gegenüber, ist Rücksicht das erste!“

Es dauerte gut eine halbe Stunde, bis Gutmann wieder seine
ganze Ruhe fand. Erst gegen eins — die Gäste hatten sich schon
verflüchtigt, wir waren die letzten — stellte sich die alte gemüthliche
Freundschaftsvertraulichkeit wieder ein . . .

„Nein, nein, Du hast ganz unrecht,“ sagte er jetzt lächelnd, mit
seiner ausgepolsterten Hand auf meinem Rücken klopfend, „Rück-
sicht ist das erste, was wir den Frauen schulden! Ein Mann darf
sich nicht hinreißen lassen. Zu diesem Zwecke hat uns der Herr-
gott ein Gehirn beschert, uns Männern. Dieser aufgeregte junge
Mann war ein Laffe.“ Ich widersprach nicht, es war übrigens schon
nach eins. Mir hatte der erregte junge Keul sehr gut gefallen, um
seines zudenden Bornes willen konnte ich ihm sogar die Rücksichts-
losigkeit vergeben. Gutmann schien etwas von meinen Gedanken
zu erraten, denn plötzlich sagte er mit seinem vertraulichen,
zwinkernden Freundeslächeln: „Falsch, ganz falsch! Der Mann
ist verpflichtet, immer rücksichtsvoll zu bleiben. Wenn Du einmal
verheiratet sein wirst, wirst Du das schon einsehen!“

Wenn Gutmann um diese Zeit auf seine Ehe zu sprechen kam,
dann gab es kein Entrinnen mehr. Vergebens nahm ich alle meine
Behauptungen zurück und wiederholte, daß ich ein entschiedener
Gegner des Ohrfeigens von Frauen sei.

„Nein, nein, nein . . . Das ist nicht so . . . Du verstehst mich
noch nicht,“ fing er an, „zur Rücksicht auf die Frau muß man sich
erziehen; das eine find wir ihnen schuldig, zumindest. Siehst Du,
ich bin jetzt seit vierzehn Jahren glücklich verheiratet. Habe zu
Hause zwei Kinder! Seit zwölf Jahren habe ich daneben, Du weißt
es ja sowieso, es geht nicht anders, immer noch ein Verhältniß,
stabil oder vorübergehend. Was hab ich mit der Gutfi durchgemacht!
Sie hat drei Kinder von mir, sie hat fünf Wochenbetten durch-
gemacht. Jetzt bin ich jedes Jahr im Sommer drei Wochen mit
der Toni in Tirol. Was hab ich mit der Choristin alles erlebt, mit
dem Luder, das dann krank wurde! . . . Na, und siehst Du. Und meine
Frau weiß nicht das davon!“ Dabei zeigte er mir seine schwarzen
Fingernägel.

„Ja, mein Lieber,“ sagte er jetzt triumphierend, „das ist eine
Leistung! Dieser Dressur zur peinlichsten, genauesten Rücksicht ver-
dante ich es, daß meine liebe Frau sich wahrhaft glücklich fühlt!“

„Om, hm.“
 „Jawohl, sie ist wahrhaft glücklich! Und sie wird, so Gott will, bis an ihr Ende glücklich bleiben; ich werde die Rücksicht gegen die Frau bis an ihr Grab zu wahren wissen!“
 Gott weiß, wie rücksichtsvoll auch diese Frau gegen ihren Mann ist, dachte ich.

Neue Beiträge zur Christus-Sage.

I.

Der Kampf um die Geschichtlichkeit des im sogenannten Neuen Testament beschriebenen Jesus von Nazareth schien vor zirka vierzig Jahren, als Bruno Bauer und David Friedrich Strauß ihre großen Kampfschriften gegen die Theologie schleuderten, fast entschieden. Aber die nach ihnen unter der Führung der sogenannten Ritsch'schen Schule einsetzende historische Richtung innerhalb der protestantischen (denn die katholische muß hier völlig ausscheiden) Theologie wußte durch unzählige Detailuntersuchungen die Wasserlein so zu trüben und den großen Kampf so zu verzetteln, daß bis vor ein paar Jahren die Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu von fast allen Fachleuten als unentschieden und noch nicht spruchreif abgetan wurde. Erst mit dem hellen Trompetenschall Albert Raltzoffs wurde es anders. Man revidierte nicht nur Bauer und Strauß. Man erinnerte sich an Reimarus und Lessing. Man besann sich auf den großen Ertrag, den die Assyriologie und die Erforschung Griechenlands abgetrieben hatte. Endlich warf auch der historische Materialismus auf manche Seiten des heiligen Buches neues Licht. Und wenn man die Literatur unserer Tage, besonders auch die ausländische, überfliehet und das Interesse, das man ihr von seiten aller Vorwärtsbringenden entgegenbringt, möchte man fast an den baldigen definitiven Sieg des Christusleugners glauben. (Wohlgemerkt hat fast keiner der Kritiker die Existenz eines Mannes, um den sich das Sagengebilde des Neuen Testaments spannt, geleugnet. Nur darauf kam es ihnen allen an, ob das in der Bibel an Sprüchen, Tatsachen usw. über ihn Berichtete wirklich historisches Gut ist.)

Vor uns liegen zwei Publikationen*), die beide in der eben skizzierten Gedankenrichtung wirken wollen. Das eine entstammt dem Neuen Frankfurter Verlag, der es sich zur lobenswerten Aufgabe macht, die Güter der Aufklärung historisch (durch Ausgabe alter rationalistischer Schriften) und sachlich zu vermitteln, das andere dem bekannten religiös-reformatorischen Diederichs-Verlag in Jena. Es verdient angemerkt zu werden, daß beide Bücher, die scharf gegen den Christus-Mythos vorgehen, von leibhaftigen Universitätsprofessoren stammen, das eine sogar von einem preußischen.

Letzteres ist ohne Frage das interessantere, weil kürzere, lebendigere, weil persönlichere. Sein Verfasser, Professor Paul Jensen aus Marburg, hat vor 2 1/2 Jahren den ersten Band eines umfangreichen Werkes unter dem Titel „Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur“ veröffentlicht. In diesem Buche wies er nach, daß der größte Teil der alttestamentlichen Geschichten sowie die Jesusgeschichte Sagen babylonischen Ursprungs sind, daß sie sich aus babylonischen Sagen entwickelt haben. Der Erfolg des Buches war eine lobende Anerkennung seitens einiger Fachmänner, im übrigen aber seitens der Theologen entweder hohles Entrüstungsgehrschrei oder die alte infamste, aber immer noch wirksamste Latit des Totschweigens. Professor Jensen schießt nun von der Gelehrtenclique, die ihm sein Recht vertweigert, zum Vollen, er appelliert von dem Uebelwollen der Kathederleute an den gesunden Menschenverstand der Laien. Seine Worte sind kulturhistorisch zu interessant, als daß wir sie nicht hierhersehen dürften. „Indem ich mich mit diesen Dingen auch an die Laien wende, ist es mir klar, was das für mich bedeutet. Man wird mir Prostitution der heiligen Wissenschaft vorwerfen, man wird mich jetzt auch zum Tempelschänder machen. . . . Aber Wissenschaft hin, Wissenschaft her, Gelehrter hin, Gelehrter her. Ich weiß, daß die Dinge, die ich hier vortrage, zu ihrer Beurteilung statt etwa sublimen Theologengelehrsamkeit nichts weiter erfordern als den puren einfachen Menschenverstand. Ich weiß, daß es eine Annahme wäre, wenn gerade die Theologen oder die Gelehrten überhaupt in sich die allein oder auch nur zunächst berufenen Richter sehen wollten.“ Professor Jensen ist kein junger Mann mehr. Er muß seine Pappenheimer also kennen. Für die Verechter einer Demokratisierung des Wissenschaftsbetriebes sind seine Worte jedenfalls von höchst bedeutsamem Wert.

Das Gilgamesch-Epos, aus dem Jensen nicht nur die meisten der alttestamentlichen und neutestamentlichen Sagen, sondern auch einen großen Teil der griechischen Sagen herleiten will, ist eine Art Geldengedicht aus assyrisch-babylonischer Zeit. Das Epos ist uns auf Wadsteinen, Tontafeln, vor allem aus dem alten Ninive, erhalten. Diese Wadsteintexte stammen aus dem 7. Jahrhundert v. Chr., gehen aber als Kopien auf ältere zurück. Ein uns erhaltenes Stück des

Epos ist etwa 2000 Jahre v. Chr. geschrieben. Das Gilgamesch-Epos ist also das älteste Epos der Welt.

Es handelt sich um die Freundschaft zweier gewaltiger Menschen, Gilgamesch, des Königs von Erech in Südbabylonien, und Enchanis, eines Niesens aus der Wüste. Diese vollbringen zusammen gewaltige Taten. Später stirbt Enchanis. Gilgamesch, von Todesfurcht ergriffen, wandert nach dem fernsten Wesien zu seinem Ahnherrn Xisuthros. Nach langen Irrfahrten gelangt er zu ihm und nun erzählt dieser ihm die Geschichte von der Sintflut. Diese Erzählung ist also in das eigentliche Gilgamesch-Epos eingeschaltet und nimmt in ihm einen großen Raum ein. Nach der Erzählung wandert Gilgamesch wieder nach Erech zurück. Er langt nach wiederum sehr langen und ausführlich beschriebenen Irrfahrten hier an, nachdem der Zweck seiner Reise, Unsterblichkeit zu erlangen, mißglückt ist. Das Epos bricht ab mit einer Erscheinung von des alten Fremdes Enchanis Geist.

Aus diesem Epos (von dem wir nur das dürre Gerippe geben konnten) will nun Professor Jensen nicht nur die Moses-Aaron-Geschichte, sondern neben der Elias-Elixa- und der Johannes-Jesus-Sage auch die Paulusgeschichte herleiten. Für einige Partien hat die bisherige Sagenforschung diese Abhängigkeit sicher gestellt. Jeder gelehrte Theologe z. B. gibt heute zu, daß die alttestamentarische Sintflutgeschichte ein Absterben der babylonischen Sintflutgeschichte, die in das Gilgamesch-Epos hineingearbeitet wurde, ist. Die historische Möglichkeit dieser Uebernahme und die wissenschaftliche Möglichkeit einer solchen Abhängigkeitstheorie ist damit erwiesen und erprobt. Wenn also Jensen kraft derselben Methode neue Abhängigkeitsgebiete zu erschließen versucht, so darf gegen das Prinzipielle seines Versuches nichts eingewandt werden. Es kann sich nur darum handeln, ob es ihm gelungen ist, für seine neuen Geschichtenkreise (Moses, Elias, Jesus, Paulus usw.) denselben Abhängigkeitsgrad wahrscheinlich zu machen, der für die Sintflutgeschichte z. B. als ausreichend auch von den Theologen anerkannt ward. Und da kann kein Zweifel sein, so gewiß die Behauptungen Jensens später forrigit und abgeschwächt werden müssen, so sicher hat er — nicht belastet mit jener Fülle von religiösen und historischen Werturteilen, die sein Begner Gumfel neulich in der „Frankfurter Zeitung“ gegen ihn loszulassen für notwendig erachtete — hier Gebiete erobert, die bisher in unbesiegteter Dunkel lagen. Er hat eine Fülle von Einzelheiten herausgehoben, sie in den verschiedenen Sagen miteinander verglichen und fast wörtliche Abhängigkeit konstatiert. Ganz sicher hat sein begeistertes Blick mehr gesehen als unbedingt nötig war. Aber auf diese Einzelheiten kommt es ja Jensen erst in zweiter Linie an. Er weiß ganz gut mit allen seinen Gegnern, daß gleiche oder ähnliche Szenen, Vorgänge usw. in Sagen, Legende usw. durchaus nicht immer auf Abhängigkeit zu beruhen brauchen. Jensen will ja überhaupt nicht nachweisen — was seine theologischen Gegner völlig verschweigen — daß die Sagen Israels aus den Sagen Babylons stammen, sondern daß die Schriftsteller des Alten und Neuen Testaments von dem Gilgamesch-Epos abhängig sind. Das Hauptgewicht legt er darum auf die Anlage, auf die Systematisierung der Sagenmotive. Das hat Gumfel in seiner jüngsten Kritik gänzlich vernachlässigt. Sicher hat er recht, wenn er meint, überall träfen sich einmal ein Mann und eine Frau am Brunnen, und die Erzählung von einem solchen Geschehnis könnte ganz unabhängig von einander an zwei verschiedenen Orten der Erde entstehen. Aber das wird Jensen ihm lächelnd zugeben. Darauf kommt es ihm nicht an, sondern auf den Platz, an dem diese Geschichte, auf den Zusammenhang, in dem sie mit dem Folgenden und Vorhergehenden steht, mit den schriftstellerischen Rahmen, der sie in sich faßt und ihr erst ihre sachliche Bedeutung gibt. Von all diesen Dingen, die Jensen in seiner Prosküre an hervorragender Stelle und in der Polemik gegen frühere Kritiker scharf hervorhebt, findet sich bei seinem neuesten Kritiker Gumfel gar nichts. Statt dessen ein nichtsagender Hinweis auf Goethe-Schiller, die man ja auch schließlich als Variation des Gilgamesch-Epos betrachten könne — also dasselbe Verfahren, das der Gymnasialdirektor Henke vor ein paar Jahren gegenüber Raltzoff mit einem Vergleich zwischen Jesus und Napoleon einschlug, und mit welchem er sich so unsterblich blamierte.

Wir wiederholen. Was man bisher gegen Jensen vorgebracht hat, zeugt davon, daß man auf seine wirklichen Tendenzen nicht scharf genug eingegangen ist. Wir werden an Elias und Hax dieselbe Freude haben, auch wenn sich Jensens Behauptung ihres babylonischen Ursprungs als richtig erweisen sollte. Wir sind entfernt, uns jede wissenschaftliche These Jensens zu eigen zu machen, aber ein Blick auf seinen Kampf zeigt, daß man ihn zum Teil mit Werten bekämpft statt mit Sachlichkeiten. Seine Methode hat schon zu sicheren Resultaten geführt. Der Widerstand der Forscher liegt sehr viel an der geistigen Prädisposition, mit der sie an ihren Stoff herangehen. Wenn man wie der genannte Professor Gumfel als das erste Erfordernis zur Scharfe des Blickes „die herzliche Zuneigung, die innige Liebe zum Stoff, die im letzten Grunde nichts anderes ist als die Empfindung der Verwandtschaft der eigenen Seele“ hinstellt, wenn man als den Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Prüfung wie derjenigen Jensens in gesperstem Druce schreibt: „Wer die Gestalt Jesu als ungeschichtlich erweisen wollte, der heißt auf Granit“ — dann hat man sich — das sieht jeder Laie ein — den geraden Weg in die Zukunft verbaut. Noch einmal: Wir identifizieren uns schon darum nicht mit Jensen, weil der Kampf um sein Buch nur innerhalb der Sachwissenschaft entschieden werden wird. Aber

*) Moes, Jesus Paulus. Drei Sagenvarianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch. Eine Anklage wider Theologen und Sophisten und ein Appell an die Laien von P. Jensen, ordentlicher Professor der semitischen Philologie an der Universität Marburg.

Die Christusmythe. Von Artur Drews, ordentlicher Professor der Philosophie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

es gibt auch in der Wissenschaft Sympathien. Diese erstrecken sich vielleicht weniger auf die Probleme als auf den Mut, mit dem sie angefaßt werden. Sie steigern sich, wo wir Vorurteil und Unfreiheit an der Gegenwart sehen. Von solcher Warte aus sehen wir dem weiteren Kampfe Inzens voll Interesse zu.
Dr. A. K.

Motorballon und Flugmaschine.

Dem großen Interesse, das der Luftschiffahrt jetzt entgegengebracht wird, kommt die Urania durch einen Vortrag „Motorballon und Flugmaschine“ von Vorreiter entgegen. Der Vortrag, der eine gute Orientierung bietet über die historische Entwicklung und den heutigen Stand der lenkbaren Luftschiffe, die „leichter als Luft“, und der dynamischen Flugmaschinen, die schwerer als Luft sind, wirkt besonders durch sein reichhaltiges Lichtbildmaterial und die nicht oft gesehenen kinematographischen Aufnahmen von Motorballons und Flugmaschinen. Die Luftschiffe Zeppelin, Groß und Parveval, die erfolgreichsten Drachensieger wie Henri Farman und Wright werden in ihrem Betriebe und in den verschiedensten Phasen des Aufstieges, der Fluges und der Landung vorgeführt. Auch die nicht besonders gelungenen Versuche Armand Delpers auf dem Tempelhofer Feld können die Berliner, die damals nicht dabei waren, wenigstens im Bilde sehen. Am gelungensten ist die Aufnahmenreihe, die den Wright'schen Drachensieger bei seinen erfolgreichen Flügen in Italien zeigt. Die Erfolge der Brüder Wright, an die ursprünglich nicht geglaubt wurde, da sie ihre Versuche in Amerika mit Rücksicht auf Patentfragen ganz geheim durchführten, übertreffen alle anderen Resultate, die mit Drachensiegeln erzielt wurden. Man sieht in den kinematographischen Bildern, wie der Wright'sche Apparat mit Hilfe des Fallgewichtes und der Ablassschienen in die Lüfte steigt und dort sicher und elegant wie ein Vogel manövriert. Nach beendetem Flug können wir verfolgen, wie Wright den Zuschauer seinen Apparat erklärt und besonders das berühmte „Verwinden“ (Gauchissement) der Tragflächen, dem die Lenkbarkeit und Sicherheit seines Apparates zugeschrieben wird, demonstriert. Die Berliner werden übrigens über kurz oder lang Gelegenheit haben, Wright'sche Apparate in Wirklichkeit zu sehen, da die Patente von der Motorluftschiff-Studiengesellschaft angekauft sind. Mehrere Apparate sollen bereits von den amerikanischen Monteuren fertig montiert sein, so daß in der nächsten Zeit mit den Flugversuchen begonnen werden kann. Deutsche Erfinder haben bis jetzt keine Erfolge auf dem Gebiete der Flugmaschinen zu verzeichnen, hauptsächlich weil ihnen die zum Beispiel in Frankreich reichlich zur Verfügung stehenden Geldmittel fehlen. Einige Konstruktionen deutscher Erfinder, wie z. B. Grade und Fatho, die auch im Lichtbilde vorgeführt werden, haben gute Aussichten, Erfolge zu erzielen.

Was die Motorballons, die sogenannten „lenkbaren“ Luftschiffe betrifft, so werden Deutschland und Frankreich in ihren Erfolgen ebenbürtig sein. Sehr hübsch illustrierte der Vortragende in Wort und Bild die Entwicklung des Motorballons von dem Ballon Giffards bis zu dem Unfall am historischen Birnbäum in Göttingen. Henry Giffard baute schon im Jahre 1852 in Paris ein Luftschiff, das, mit einer 3 PS-Dampfmaschine versehen, eine Eigengeschwindigkeit von 2-3 Metern in der Sekunde besaß. Die heutigen Luftschiffe wie Zeppelin u. a. besitzen immerhin schon eine Geschwindigkeit von 10-14 Metern in der Sekunde, die von den Flugmaschinen um ein Vielfaches übertroffen wird. Auch die deutschen Erfinder begannen früh, sich für die lenkbaren Luftschiffe zu interessieren. Paul Haenlein baute schon 1865 ein Luftschiff, das er durch einen Gasmotor antreiben wollte, fand aber wenig Unterstützung. Großes Interesse beanspruchte das im Lichtbild vorgeführte Luftschiff des österreichischen Ingenieurs Schwarz. Es war im Gegensatz zu allen anderen Ballons aus dünnem Aluminiumblech hergestellt. Dem großen Zeppelin wird oft — wie der Vortragende aber betonte — mit Unrecht nachgesagt, daß er die Schwarz'sche Erfindung bei der Konstruktion seiner starren Gerüstluftschiffe benützt hätte. Denn der Schwarz'sche Ballon hatte im Gegensatz zu den Zeppelins kein Gerüst. Der Schwarz'sche Ballon wurde vor zirka 12 Jahren in Berlin bei einem Aufstieg zerstört, da die Aluminiumhülle mit Rücksicht auf den Gasdruck zu schwach war, sich ausbeulte und die Riemen der Motoren abfielen. Die eigentlichen Erfolge der Motorballons beginnen mit der vervollkommenen Konstruktion der Verbrennungsmotoren, die dem Automobilmotus zu verdanken ist. Der Brasilianer Santos Dumont hatte den richtigen Zeitpunkt zur Annahme seiner Versuche gewählt und mit seinen gelungenen Fahrten großes Aufsehen erregt. Die weiteren Erfolge knüpfen sich in Deutschland an die Namen Zeppelin, Groß und Parveval, in Frankreich an Lebaudy, Julliot und Renard-Kapferer. Von allen diesen Ballons brachte der Vortragende interessante Einzelheiten, Lichtbilder und zum Teil auch kinematographische Aufnahmen. Auch die hauptsächlichsten Konstruktionsprinzipien des Motorballons von seinen Anfängen bis heute, sowie die verschiedenen Systeme — starre oder Gerüstluftschiffe (Zeppelin), unstarre oder Prallluftschiffe (Parveval) und halbstarre Ballons oder Ballons mit Kielgerüst (Julliot) — wurden im Vortrag erläutert. Die vorzüglichen Lichtbilder der ver-

schiedenen Zeppelin'schen Luftkreuzer lassen manche dem großen Publikum nicht bekannte Einzelheiten der verschiedenen Steuer- und Stabilisierungsflächen erkennen. Auch zum Beispiel die Drahtseilpost, die zum Uebermitteln von schriftlichen Nachrichten zwischen den beiden 60 Meter entfernten Gondeln dient — eine mündliche Verständigung ist auch wegen des Lärms ausgeschlossen —, sowie die ganze Einrichtung der Gondeln lernt man im Bilde kennen. Jedenfalls ist der Vortrag eine gute Vorbereitung für den bald zu erwartenden Besuch Zeppelins auf dem Tempelhofer Felde.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Holz und Mensch. Auf einen interessanten sprachlichen und psychologischen Zusammenhang, der sich in den meisten Sprachen und so auch in Deutschen an vielen Beispielen feststellen läßt, macht im ersten Heft der neuen Zeitschrift „Wörter und Sagen“ (Heidelberg, Karl Winters Verlag) der Prähistoriker Rudolf Much (Wien) aufmerksam, nämlich auf die Tatsache, daß in all diesen Sprachen sehr vielfach Namen, die ein irgendwie geformtes Stück Holz bezeichnen, auf Menschen übertragen worden sind und sich so eine große Anzahl sonst unverständlicher Bezeichnungen unschwer erklären lassen. Zugrunde liegt hier zweifellos die Erfahrung, der schon Goethe mit den Worten: „Knecht eine Säule, steht wie ein Fräule“ Ausdruck gegeben hat; die Ähnlichkeit von Holzern mit der Grundform menschlicher Gestalten hat zur Bezeichnung und Vermenschlichung des Holzes Anlaß gegeben, wie ja auch die ältesten Götterbilder sicher nur behauene Pflöde gewesen sind. Im Deutschen braucht man nur an einen „groben Klotz“, einen „Flegel“, einen „Wengel“ oder eine „Stange“ zu denken, um alsbald Beispiele dieser Uebertragung zu finden, in denen die Bildlichkeit des Sprachgebrauchs noch deutlich zutage tritt; aber auch in heute verborgener Weise liegt der gleiche Ursprung sicherlich manchen Bezeichnungen für menschliche Wesen zugrunde. So hat man zum Beispiel nach Much gar keinen Grund, das Wort „Knabe“ im allgemeinen Sinn von heftig Knabe = Stief oder Pfad zu trennen, das seinerseits mit Knebel zusammenhängt; denn Worte für Knabe oder Mädchen mit ganz der gleichen Grundbedeutung finden sich in den verschiedensten Sprachen, und auch bei uns wird ja der jüngste Lehrling im Geschäft gern der „Stift“ oder „Stöpsel“ genannt. Ebenso ist möglicherweise der „Knecht“ dieses Ursprungs, wenn nämlich schweizerisch Knecht = Nebenböhling auf die älteste Bedeutung hinweist; jedenfalls muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß wir das Wort Knecht nicht selten auf hölzernen Vorrichtungen antreffen, die etwas halten oder tragen und so den Diener ersetzen. So wird wohl auch der „Regel“ = uneheliches Kind kaum vom hölzernen Regel zu trennen sein; das Wort ist vermutlich ursprünglich eine allgemeine geringschätzige Bezeichnung für uneheliche Kinder gewesen und dann naheliegender genug auf uneheliche Kinder beschränkt worden. Auch „Geißel“ = Peitsche und „Geißel“ = Bürgschaftsgefangener sind wohl ebenso als das gleiche Wort zu deuten; als Geißeln wurden eben, wie auch aus bestimmten Zeugnissen hervorgeht, in erster Linie Kinder gewählt, die man wegen der Schamhaftigkeit und Zartheit ihrer Gestalt — auch der Name Gisela dürfte hierher gehören — mit Geißelruten verglich. Sicherlich liegt ganz die gleiche Vorstellung auch solchen deutschen Mädchennamen wie Hildegard, Irmingart zu Grunde, in denen „gart“ gar nichts anderes als „Gerte“ ist und in ähnlicher Weise „Mädchen“ oder „Jungfrau“ bedeutet, wie das entsprechende lateinische Wort schon längst als „Gerte“ gedeutet ist.

Aus dem Pflanzenreich.

Eine Kreuzung von Nachtschatten und Tomate. Die Pflanzengattung Solanum, zu der die Kartoffel gehört, ist eine der interessantesten des ganzen Pflanzenreiches. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die Namen zu werfen, die der Volksmund den Arten dieser Gattung beigelegt hat, und dabei die Tatsache zu berücksichtigen, daß diese Gewächse, mit denen sich die Volkspohantasie bei uns so eingehend beschäftigt hat, durchaus nicht alle bei uns heimisch sind, sondern meist aus fernem tropischen Gegenden stammen. Dazu kommt, daß in dieser selben Gruppe, der die so überaus nützliche Kartoffel zuzurechnen ist, eine Reihe von Pflanzen zu finden sind, die recht starke Gifte enthalten. Unter diesen ist vor allem der Nachtschatten bekannt, während das Bittersüß etwas weniger giftig ist und daher nur mit unschönen Namen wie Stinkteufel und Teufelszwirn bezeichnet wird. Neben diese tritt dann wieder ein Nutgewächs wie die Tomate. Professor Winkler hat nun in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft einige merkwürdige Züchtungsversuche beschrieben, die auf den ersten Blick an den berühmten Scherz von Karpen und Raminchen erinnern, aber selbstverständlich durchaus ernst zu nehmen sind. Es ist diesem Forscher nämlich gelungen, durch Pfropfung eine Kreuzung zwischen Nachtschatten und Tomate zu erzielen. Er beschreibt genau, wie er dieses Kunststück zu Wege gebracht hat. Im ganzen sind fünf solcher Bastarde als selbständige Pflanzen gezogen worden, die selbstverständlich durch besondere Eigenarten ausgezeichnet sind. Die eine davon hat Prof. Winkler nach dem Schauplatz dieser Erfolge Solanum Tubingense genannt.